

Kolumbien – „Der verbotene Weg zur Ciudad Perdida“

Bin ich es wirklich oder ist es nur ein böser Traum? Seit gut drei Stunden marschiere, stolpere und krabbele ich mit „Chepe“ jetzt schon durch den Bergdschungel der Sierra Santa Marta und dennoch liegen weitere zwei Stunden vor uns – mindestens. Ja, ich habe mir das alles selbst eingebrockt, ich wollte es so. Warum liege ich nicht, wie meine anderen drei Begleiter, noch im warmen Bett im Hotel und warte bis der Wecker uns sanft aus den Träumen holt – oder ist es doch nur ein Traum. Die nächste Schnittwunde, die mir ein dorniges Gestrüpp beschert, belehrt mich eines Besseren: es ist alles Realität.

„Chepe“, wie sich mein ortskundiger Führer nennt – eine Kombination aus Che, für Che Guevara und pequeño, also klein – haut mit seiner Machete wild um sich, bis ein Schlupfloch im Dickicht geschaffen ist. Seit drei Monaten hat er hier keinen mehr herauf geführt wie mir der „kleine Che Guevara“ bestätigt. Jetzt hat er vom „El Comandante“ wieder grünes Licht bekommen, das Militär ist weg und damit haben die „Freiheitskämpfer“ auch wieder ihre Ruhe – und vertrauen ihm. Wir kämpfen uns weiter in die Höhe, über Felsen, überwucherte Pfade und stehen plötzlich vor einem rauschenden Wasserfall. Ein größeres Problem erwartet uns.

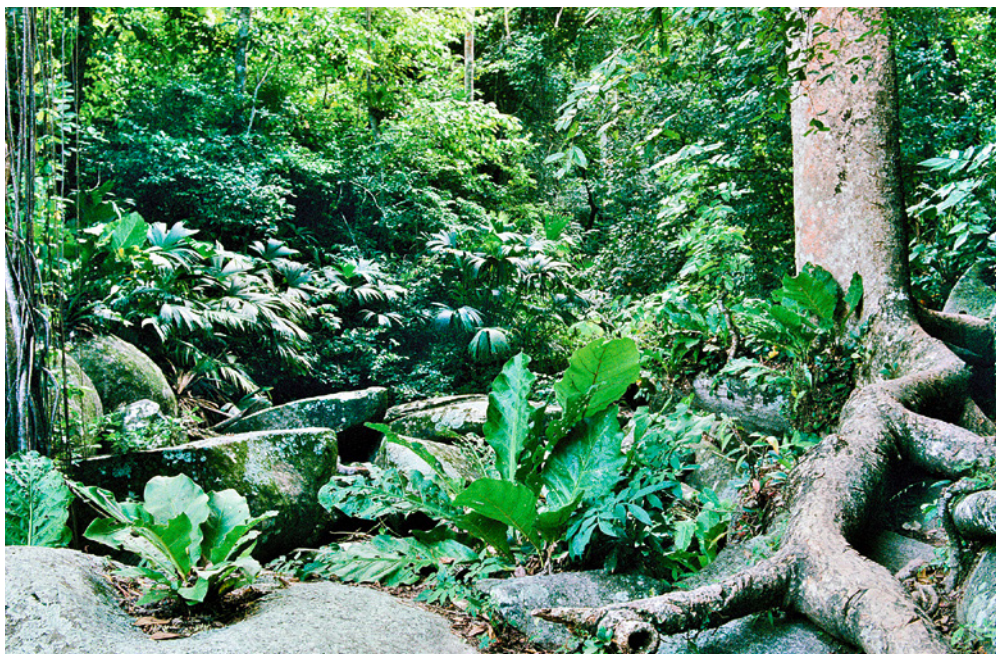
In letzter Zeit sind schwere Gewitter über der Sierra Santa Marta nieder gegangen und haben das Bächlein in einen wahren Sturzbach versetzt. Aber um zum Ziel zu gelangen, müssen wir da rüber. Wie gut, dass es langsam dämmert und wir einigermaßen erkennen



können, wo es eine Chance gibt, das reißende Gewässer zu überqueren. „Chepe“ entscheidet sich für eine bestimmte Stelle – ich mich für eine andere. Das sollte Folgen haben. „Chepe“ versinkt immer mehr in den Fluten, während mir selbst das Wasser nur bis zur

Brust reicht. Es lag nicht an der Körpergröße. Schließlich muß ich, der Gringo, noch „Chepe“ aus den Fluten helfen. Er klopf mir auf die Schulter und bekennt: Tu eres un Turista? No creo!“. Von nun an bin ich für ihn kein Tourist mehr.

Ich sehe wieder die ersten Tillandsien an den Bäumen, dann wieder wunderbare Orchideen. Wegen denen waren wir gestern fast einen ganzen Tag unterwegs, denn ich hatte die Gruppe im Naturpark Tayrona zum Nebelwunderwald geführt – und deshalb waren sie jetzt immer noch ziemlich platt. „Wenn du unbedingt noch einmal da hinauf willst, dann ohne uns“, so der Kommentar meiner Mitreisenden. Meiner Frau war es ausnahmsweise auch mal recht, dass sie nicht mehr wegen ein paar





Tillandsien und Orchideen, so schön sie auch sein mögen, noch einmal von mir durch die „Pampa“ getrieben würde. Das war auch der Grund, weshalb ich jetzt mit „Chepe“ hier war – aber ganz woanders als ich meinen Mitreisenden gesagt hatte.



Mein Ziel war nämlich die berühmt-berüchtigte „Ciudad Perdida“, also die vergessene oder auch verlorene alte Indio-Stadt in den Bergen der Sierra Santa Marta – ähnlich dem bekannteren Machu Picchu in Peru. Der Weg hier ist freilich ungleich viel schwieriger, zudem nicht ungefährlich. Viel hatte ich schon von der „Ciudad Perdida“ gehört, jetzt war ich kurz davor und hatte gar Zweifel, ob ich mein Ziel erreichen würde. Ich packte meine Kamera aus, um erste Naturschönheiten in Morgenlicht zu fotografieren, „Chepe“, der mich bisher immer antrieb, war gar froh um eine Verschnaufpause.

Doch es nützt nichts, wir müssen weiter. „Chepe“ wird immer langsamer und so er-

reiche ich allein eine kleine Siedlung vor den Toren der „Ciudad Perdida“.

Aufgeschreckte Hühner rennen weg, zwei Hunde bellen – und schon ist die Alarmstufe „rot“ in der Siedlung ausgelöst. Unerkannt kommt hier keiner durch – und unangemeldet auch nicht. „Jetzt rettet „Chepe“ mich aus einer unangenehmen Lage. Nach ein paar Beruhigungszigaretten, die ich eigens mitgenommen hatte, ist alles wieder in Ordnung. Jetzt darf ich – ausnahmsweise, weil ich ja kein Tourist mehr bin – gar noch das eine oder andere Foto von den Kogui-Stammesmitgliedern machen.

Man zeigt mir ein gefangenes Faultier, welches ich unbedingt fotografieren musste. Ich hätte es ihnen lieber abgekauft und in die Freiheit entlassen, aber am nächsten Tag wäre es sicherlich wieder von seinem traurigen Schicksal eingeholt worden.

Es ist schon ziemlich spät geworden und „Chepe“ rät mir, besser umzukehren, es sind wieder starke Tropengewitter angekündigt. Mein Drang geht jedoch unaufdringlich bergauf. Plötzlich durchbricht ein Knacken im Gebüsch die Stille und sie stehen vor mir – die

geltor“ der Ciudad Perdida“. Allein die mächtigen, mit welchen Mitteln auch immer, aufgehäuften tonnenschweren Felsblöcke, bringen jeden Betrachter zum Erstaunen. Manchmal scheinen dicke Baumwurzeln die Felsen davor zurückzuhalten, damit sie nicht zu Tal rollen. Hinter jedem Felswall tun sich buchstäblich neue „Welten“ auf. Unvorstellbar, wie Menschen dies hier, in dieser tropischen Berglage, geschaffen haben.

Als die ersten Donner zu hören sind, machen wir uns auf den Rückweg, obwohl ich längst noch nicht alles erkundet habe. Und es war gut so, denn bald ergießen sich weitere Sturzbäche vom Himmel und der Weg bergabwärts wird gar noch schwieriger als der Aufstieg. Wir rutschen und poltern, ja schliddern talwärts – und ich bin froh, wieder die asphaltierte Straße erreicht zu haben. Doch so, wie ich aussehe, kann ich mich nicht bei meiner Frau sehen lassen. In einem Dorf nutzen wir das Regenwasser das vom Dach rinnt, um uns vom gröbsten Schlamm zu befreien. Wie gut, dass es gewaltig donnerte als ich im Hotel ankam – so blieb das sichere „Donnerwetter“ meiner Frau aus. Und wie gut, dass ich Belegfotos von den Orchideen gemacht hatte – die richtige Auflösung meiner Tour gab es freilich erst zu Hause. Dann gab es aber doch noch ein „Gewitter“.

Kolumbien ist dennoch ein wunderbares Fleckchen Erde und es ist eines der wenigen Länder, die 70 Prozent der Flora und Fauna unserer Erde beherbergen. Bei Santa Marta gibt es den größten Höhenunterschied, den man auf der Erde in so kurzer Entfernung hat: vom Strand auf Meereshöhe zum 5575 Meter hohen Pico Cristóbal Colon sind es nur 40 Kilometer. Und im Tal von Cali leben die Menschen am längsten. Ich muss da unbedingt wieder mal hin.

Von Leo F. Postl



Guerilla-Kämpfer. Eigentlich recht freundliche Menschen, aber schwer bewaffnet und ihre Botschaft ist eindeutig: keinen Schritt weiter. „Chepe“ erklärt ihnen etwas in Kauderwelsch und man lädt mich gar zum Gespräch. Meine guten Spanischkenntnisse werden jetzt wahrlich zum Lebensretter, denn ich kann ihnen erklären, dass ich auf ihrer Seite bin. Ich nahm einfach dem „Comandante“ die Mütze vom Kopf und setzte sie mir selbst auf. Das machte Eindruck und brachte gar alle zum Lachen.

Eine gute halbe Stunde Zeit vergeht dennoch, bevor ich weiter gehen darf. Und es gibt noch ein paar strenge Regeln: kein Foto von ihnen oder von ihrem Lager im Dickicht. Und tatsächlich schaffe ich es noch bis zum „Dschun-